

Der Tod braucht einen Raum

Immer mehr Krankenhäuser richten Abschiedszimmer ein

VON ANGELA HORSTMANN

An die schmerzliche Zeit vor fast acht Jahren erinnert sich Carola Blum noch genau. Zweieinhalb Wochen lang hatte ihr Mann, der damalige Kölner Oberbürgermeister Johannes Jacob „Harry“

LEBEN MIT DEM TOD

Abschiedszimmer

Blum, nach einem schweren Herzinfarkt im März 2000 mit dem Tod gekämpft. „Wir haben eigentlich bis zum letzten Tag immer noch gehofft“, erinnert sich die 59-Jährige. Erst am Nachmittag des 16. März habe sie „nicht mehr daran vorbeigehen können“, dass ihr Mann sterben würde. Die letzten Stunden bis zu seinem Tod in der darauf folgenden Nacht verbrachte die CDU-Ratsfrau am Sterbebett ihres Mannes auf der Intensivstation der Uniklinik.

Traurige Stunden, aber Stunden, die Carola Blum auf keinen Fall missen möchte. „Von meinem verstorbenen Mann ging eine Ausstrahlung aus, die für mich tröstlich war und mir seltsamerweise jede Menge Energie gegeben hat“, erzählt die Witwe. Alle beteiligten Personen im Krankenhaus seien sehr nett und liebevoll gewesen und hätten versucht, einen würdevollen Rahmen für den Abschied zu schaffen – soweit es auf einem Intensivzimmer zwischen Beatmungsgeräten, Infusionsschläuchen, Dialysegerät und Überwachungsmonitoren eben geht.

Auch wenn in dem Moment der Abschied von dem Verstorbenen im Vordergrund gestanden habe und nicht die Umgebung – rückblickend hätte Carola Blum auch für sich einen „geschützteren Raum“ für die ersten Stunden nach dem Tod ihres Mannes ge-

wünscht. Einen Raum, „in dem man keine Hemmungen hat, dass man den medizinischen Betrieb aufhält, in dem man ein paar Stunden bleiben und ungestört auch weinen darf.“

Ein eigenes Abschiedszimmer, wie es heute in immer mehr Krankenhäusern eingerichtet wird und wie es – nicht zuletzt auf Betreiben von Carola Blum – im neuen Herzzentrum der Kölner Uniklinik gleich von Beginn an mit eingeplant wurde, gab es damals nicht.

So paradox es klingt: Bis vor wenigen Jahren waren Tod und Trauer im Krankenhausbetrieb mehr oder weniger tabu. An einem Ort, an dem mit allen Mitteln um das Leben gekämpft wird, wurde der Tod eher als Scheitern der ärztlichen Kunst empfunden. Für Trauer gab es im wahrsten Sinne des Wortes keinen Raum.

Inzwischen hat sich vieles geändert. Heute gehört es zum Selbstverständnis vieler Häuser, auch für die Sterbenden und ihre Angehörigen da zu sein. Von einem neuen Trend mag Lothar Kratz, Sprecher der Landeskrankenhausgesellschaft NRW, allerdings noch nicht sprechen. Schließlich gebe es keine Zahlen. Nicht zuletzt aber aufgrund des demographischen Wandels, durch den immer mehr ältere Menschen im Krankenhaus sterben, sei man aber „zunehmend für das Thema sensibilisiert“.

Bereits vor vier Jahren wurde so auch mit dem Umbau der internistischen Intensivstation der erste an eine Station angebundene Abschiedsraum in der Kölner Uniklinik eingerichtet – auf Betreiben von Ärzten und Pflegepersonal gleichermaßen. Klinikseelsorger Pfarrer Dr. Wolfgang Klein erinnert sich an seine Entstehung: Innerhalb kurzer Zeit



Unten: Im Abschiedszimmer der Intensivstation der Uniklinik haben Angehörige eines Verstorbenen einen Raum für ihre Trauer.

BILDER: MAX GRÖNERT

nen Raum haben“, sagt Seelsorger Klein. Das wichtigste Ergebnis: „Wir wollen gut mit dem Tod umgehen.“

Deshalb richtete der auch heute noch bestehende Kreis eben nicht nur jenes Abschiedszimmer ein, sondern erstellte einen eigenen „Leitfaden für den Umgang mit Verstorbenen“, der inzwischen an alle Stationen der Uniklinik verteilt wurde. Darin enthalten sind medizinisch-praktische Ratschläge, etwa welche Geräte wann und wie abgeschaltet werden sollen oder wie der Verstorbene gewaschen und gelagert werden soll. So wird etwa empfohlen, einen Verstorbenen leicht hoch zu lagern und das Kinn zu stützen. Das verhindere zum einen, dass der Mund aufgeht, zum anderen, dass der Mageninhalt zurückfließt.

Darüber hinaus gibt es Hinweise zum Umgang mit Verstorbenen der verschiedenen Konfessionen. So darf ein Buddhist erst eine halbe Stunde nach dem Tod berührt werden, da er nach Vorstellung seiner Religion erst nach 15 bis 30 Minuten wirklich tot ist. Ein sterbender Moslem hingegen darf nicht allein gelassen werden. Ausscheidungen und Blut müssen umgehend beseitigt werden, da im Islam ein Todkranker nicht unrein sein darf, weil er sonst nicht ins Paradies eintreten kann.

Ganz bewusst, so Klein, sei damals auch der neue Abschiedsraum möglichst weltanschaulich neutral gestaltet worden, um keinen Anstoß bei Nichtchristen zu

waren auf der Station eine Reihe von Patienten kurz hintereinander gestorben – nicht nur alte Leute, auch junge, die zum Teil über eine längere Zeit immer wieder auf der Station betreut worden waren. „Der Tod war zu der Zeit auf der Station allgegenwärtig“, beschreibt Klein die empfundene Atmosphäre.

Wie Intensivschwester Marita Kurdts haben viele ihrer Kollegen und Ärzte diese Situationen – trotz aller Erfahrung – als extrem belastend empfunden. „Ich hatte damals das Gefühl, dass auch wir Zuflucht brauchen“, erzählt sie. In einem gemeinsamen Gesprächskreis setzten sich Ärzte, Seelsorger und Pflegepersonal über Wochen gemeinsam mit dem Thema Tod und Trauer auseinander.

Die wichtigste Erkenntnis: „Der Tod ist kein Betriebsunfall oder Missgeschick der ärztlichen Kunst. Auch auf Intensivstationen darf Sterben sein und soll ei-



erregen. Das kleine fensterlose Zimmer in der vierten Etage des Uni-Bettenhauses bietet so auch nur Platz für ein Bett, ein paar Stühle und einen kleinen gläsernen Tisch. Natürlich werde aber nach Wunsch auch eine Kerze oder eine Bibel bereitgelegt, betont Klein.

Das Angebot, in Ruhe um den verstorbenen Menschen zu trauern, wird seitdem von fast allen Angehörigen genutzt – von Christen genauso wie von Muslimen oder Nichtgläubigen. Die Resonanz sei „nur positiv“, sagt Schwester Marita Kurdts – vor allem, seitdem das Personal mit Hilfe einer Innenarchitektin dem Raum im vergangenen Jahr in eigener Regie ein neues, weniger erdrückendes Design gegeben hat.

Blickfang in dem umgestalteten Trauerraum ist eine neue Wand aus Holz an der Kopfseite. „Das Holz gibt dem Raum Wärme“, beschreibt Marita Kurdts

die Atmosphäre jetzt. Unterbrochen ist die Holzvertäfelung von einem beleuchteten Fenster, in dem vor einem violetten Hintergrund weiße Orchideen blühen. Darunter befinden sich sechs Rundungen, aus denen Papiertäschentücher ragen, die „Tränen symbolisieren sollen“. Diese dürfen allerdings auch benutzt werden. Schließlich sollen die trauernden Angehörigen in dem Abschiedsraum hemmungslos weinen können – ohne Rücksicht nehmen zu müssen auf medizinische Abläufe oder einen Bettenachbarn, der noch lebt.

Bei allem Schmerz, den der Tod eines Angehörigen bereitet, weiß Carola Blum aus eigener Erfahrung, wie tröstlich es sein kann, sich in aller Ruhe von dem Toten zu verabschieden. Sie würde sich wünschen, sagt sie, dass die Menschen das Ritual des Abschiednehmens überall auch „leben dürfen“ – nicht zuletzt, weil es für die Zeit später hilft.